

Das Phänomen Zwiebfisch - Bastian Sicks

Sprachkritik und die Rolle der Linguistik [Teil 1]

Autor(en): **Schneider, Jan Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **64 (2008)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Phänomen Zwiebelfisch – Bastian Sicks Sprachkritik und die Rolle der Linguistik¹

(Teil 1)

Von Jan Georg Schneider

Wenn man sich als Sprachwissenschaftler mit Bastian Sick und seiner Sprachkritik beschäftigt, setzt man sich unweigerlich zwischen alle Stühle – mindestens jedoch zwischen zwei: Die Sick-Fans sagen: «Ja, ja, die Linguisten – die sind ja nur neidisch, weil sie nicht so viel Resonanz bekommen wie die populäre Sprachkritik.» Und die meisten Sprachwissenschaftler sagen: «Lass doch die Finger davon. Was geht uns das an?»

Da ich diese Reaktionen kenne – zum Glück gibt es auch andere –, beginne ich mit einer einschränkenden Bemerkung: Ich möchte überhaupt keine Bewertung des *Entertainers* Bastian Sick abgeben. Wenn jemand seine Auftritte besucht und sich dabei gut unterhalten fühlt: wunderbar! Allerdings bin ich der Meinung, dass Sprachwissenschaftler sich legitimerweise mit dem «Phänomen Zwiebelfisch» befassen können, und zwar aus zwei Gründen:

Zum einen zeigt sich im immensen Erfolg der Sick'schen Kolumnen und Auftritte ein ausgeprägtes Bedürfnis der Menschen, in Sprachfragen *beraten* zu werden. Man könnte auch sagen: Es zeigt sich eine Unsicherheit im Umgang mit Sprache: «Was ist richtig, und wer kann mir helfen?» Dies ist für sich genommen schon ein Grund für eine Reflexion des Phänomens.

Die Sprachwissenschaft begreift sich aber seit langer Zeit als eine rein deskriptive Disziplin, in der Wertungen nichts zu suchen ha-

¹ Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um eine leicht überarbeitete und verbesserte Fassung eines gleichnamigen Aufsatzes, der im Sprachdienst der Gesellschaft für deutsche Sprache erschienen ist (Heft 4/2008).

ben, zum Teil auch als eine Disziplin, in der die *Reflexion von Normen* keinen Platz mehr hat. Dies ist m. E. eine un gute Entwicklung, und hier ist dem Sprachkritiker Dieter E. Zimmer durchaus zuzustimmen, der diese Normativitätsvergessenheit der Linguistik in der Wochenzeitung *Die Zeit* kritisiert hat:

«Die akademische Linguistik scheint schon die Vorstellung, ein Sprachgebrauch könnte besser sein als der andere, albern zu finden. Nahezu unisono schweigen die Sprachforscher oder wiegeln ab.» (*Die Zeit* Nr. 31/2007, S. 43)

Allerdings gilt dies nicht für alle Sprachwissenschaftler – die Frage ist vor allem, was hier mit «besser» gemeint ist. (Ich komme später darauf zurück.) Mit Jürgen Schiewe und anderen Linguisten bin ich jedenfalls der Meinung, dass sich die Sprachwissenschaft mit der Sprachkritik und Normen befassen sollte.

Und hier sind wir auch schon beim zweiten Grund angelangt, warum das Phänomen Sick die Beachtung und auch die Kritik der Linguistik verdient. Sick tritt nämlich keineswegs als reiner Entertainer auf, sondern er hat eine Mission: Er will den Leuten etwas über Sprachrichtigkeit beibringen. In der Öffentlichkeit wird er auch als Experte wahrgenommen und in den Massenmedien als solcher präsentiert. Im Saarland sind seine Kolumnen mittlerweile schulische Pflichtlektüre im Grammatikunterricht. Er ist eine Art Knigge für korrektes Deutsch, ein Knigge allerdings, der die Regeln nie wirklich reflektiert hat.

Ende letzten Jahres hatte ich Gelegenheit, in der deutschen Botschaft Den Haag eine Lesung Sicks mit anschließender Diskussion zu moderieren. Sick unterhält die Leute, *und* sie wollen etwas von ihm lernen. Er liest Anekdoten vor, und zwischendurch lässt er über die Richtigkeit von sprachlichen Ausdrücken abstimmen: Heisst es *gewinkt* oder *gewunken*? usw. – Mit einer Mischung aus freudiger Erwartung und Ängstlichkeit sitzen die Leute vor ihm und stimmen ab. Danach gibt Sick die Lösung bekannt.

Am Ende der anschließenden Diskussion mit dem Publikum sagt er dann: «So Sie gerne möchten, können Sie gleich im Foyer noch einen Sekt oder einen Orangensaft mit uns trinken.» Eine ZuhörerIn fragt: «Wieso haben Sie eben «So Sie gerne möchten» gesagt,

und nicht ‹Wenn Sie gerne möchten?›» Sicks Antwort: ‹Weil ich das schön finde!› Dies ist aus meiner Sicht eine völlig legitime Antwort. Und wenn Sick auch in seinen Kolumnen schreiben würde, dass seine Wertungen meistens auf *Geschmacksurteilen* beruhen, wäre dagegen nicht das Geringste einzuwenden. – Das Problem ist nicht der Entertainer Sick, sondern sein unberechtigter Expertenstatus.²

Auch folgender programmatischer Formulierung Sicks kann man nur zustimmen:

«Eine lebende Sprache lässt sich nicht auf ein immergültiges, fest zementiertes Regelwerk reduzieren. Sie ist in ständigem Wandel und passt sich veränderten Bedingungen und neuen Einflüssen an. Darüber hinaus gibt es oft mehr als eine mögliche Form. Wer nur die Kriterien richtig und falsch kennt, stösst schnell an seine Grenzen, denn in vielen Fällen gilt sowohl das eine als auch das andere.»³

Das Problem ist nur, dass Sick sich seltenst an diese Erkenntnis hält und dass die meisten seiner Analysen genau auf diejenigen Vorurteilen basieren, die er in den gerade zitierten Formulierungen zu Recht attackiert.

1. Bastian Sicks Sprachkritik – zwei Beispiele

Ein Beispiel dafür ist die von Sick und anderen Sprachkritikern⁴ immer wieder vorgebrachte – eben auch schon angesprochene – These, die Partizipform *gewunken* sei nicht korrekt. Zur Begründung wird angeführt, das Verb *winken* sei nun einmal regelmässig, was häufig mit dem Verweis auf das regelmässig gebildete Präteritum *winkte* untermauert wird, also: *winken, winkte, gewinkt*.

² Insofern möchte ich der Auffassung, die M. Schümann Ende letzten Jahres in seinem Sprachdienst-Aufsatz ‹Wer hat Angst vor Bastian Sick?› (Heft 5/2007) formuliert hat, klar widersprechen. Schümann betrachtet Sick als reinen ‹Unterhaltungskünstler› und hält es daher für eine Art Kategorienfehler, wenn sich Sprachwissenschaftler aus linguistischer Sicht mit Sicks Kolumnen befassen. Jedoch kann er sich nicht recht entscheiden, wie er mit Sick umgehen soll, denn in den Fussnoten (23 und 24) kritisiert er ihn dann selbst mit linguistischen Argumenten.

³ BASTIAN SICK, *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. 6. Aufl. Köln 2004, S. 12.

⁴ Vgl. etwa BASTIAN SICK (s. Fussnote 1), S. 183; KLAUS MACKOWIAK, *Die 101 häufigsten Fehler im Deutschen. Und wie man sie vermeidet*. München 2004, S. 62 f.

Welches eherne Gesetz aber besagt, dass ein Verb niemals im Präteritum regelmässig und im Partizip unregelmässig gebildet sein kann (hier in Analogie etwa zu *getrunken*)? – Solche Fälle sind zwar selten, aber es gibt sie durchaus: *backen, backte, gebacken*. Früher lautete das Präteritum *buk*, heute sagen wir *backte*. Auch bei Partizipien ist der Weg von der schwachen zur starken Form zwar selten, aber keineswegs verstellt: die frühere Form *gescheint* wurde im Sprachwandelprozess zu *geschienen, verderbt zu verdorben*.⁵

Doch zurück zu *winken*: In Anbetracht der Tatsache, dass die meisten Muttersprachler mittlerweile wohl *gewunken* sagen, stellt sich hier – wie bei vielen anderen Beispielen – die Frage: Wann ist der Punkt erreicht, an dem Sprachpfleger diese Partizipbildung nicht mehr als Fehler, sondern als geronnenes Ergebnis eines Sprachwandelprozesses werten?

Das zweite Beispiel stammt aus dem Bereich der Stilistik. – Hierzu zitiere ich eine Passage aus Sicks Kolumne «An was erkennt man schlechten Stil?» ausführlich:

«Der junge Mann vom Radiosender wirkt reichlich nervös. Es sei sein erstes Interview, verrät er mir, und das ausgerechnet mit einem Experten für deutsche Sprache! <Keine Angst, ich beiße nicht!>, versuche ich ihn zu beruhigen, <fangen Sie einfach an!> Der junge Mann drückt auf die Aufnahmetaste seines Diktiergeräts, hält mir das Mikrofon vor die Nase und fragt: <Erzählen Sie unseren Hörern doch bitte, durch was Sie zum Schreiben gekommen sind.> – <Durch meine Arbeit als Schlussredakteur>, erwidere ich, <ich habe zunächst einige Jahre die Texte meiner Kollegen korrigiert. Dabei habe ich so die eine oder andere Beobachtung gemacht, die ich später in meinen Kolumnen verarbeitet habe.> – <Verstehe>, sagt der Radioreporter und kommt gleich zur nächsten Frage: <Bei was zucken Sie denn am häufigsten zusammen?> – <Sie wollen wissen, wobei ich besonders häufig zusammenzucke?> Der junge Mann nickt: <Genau! Über was regen Sie sich am meisten auf?> – <Aufregen ist vielleicht nicht das richtige Wort. Auffallen trifft es eher. [...]> – <Mit

⁵ Vgl. hierzu auch PETER EISENBERG, «Gesotten und gesiedet. Das kuriose Deutsch der Sprachentertainer.» In: *Süddeutsche Zeitung*, 11./12. November 2006.

was beschäftigen Sie sich im Moment?, fragt der Radioreporter weiter. «Mit nichts Konkretem. Aber gerade kommt mir der Gedanke, eine Geschichte über Pronominaladverbien zu schreiben.»⁶

Beim Lesen dieser Zeilen gewinne ich eine Ahnung, warum der Journalist Claudius Seidl Bastian Sick in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* als «Pedant und Besserwisser» bezeichnet hat.⁷ – Aus linguistischer Sicht fallen aber mehrere andere Dinge auf: erstens die Nichtunterscheidung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit und zweitens die durchgängige, aber kaum reflektierte Orientierung an der gehobenen Schriftsprache.⁸

Sick beschreibt, wie er den Sprachgebrauch seines, zu allem Überfluss auch noch sehr nervösen Gesprächspartners in einer mündlichen Konversation korrigiert («Sie wollen wissen, wobei ich besonders häufig zusammenzucke?»). Er verabsolutiert seine eigenen Werturteile, die er sprachsystematisch kaum begründet. Dies steht im klaren Widerspruch zu seiner liberal anmutenden Formulierung über Sprachwandel, die ich am Anfang zitiert habe. Zudem darf nicht übersehen werden, dass der Aha- oder Lacheffekt beim Leser erst durch die *Häufung* der kritisierten grammatischen Konstruktionen in diesem Textabschnitt erreicht wird.

Einige Zeilen später gelangt Sick zu einer allgemeinen, pauschalen Forderung: «[...] die Formen <an was>, <mit was> und <für was> sind umgangssprachlich und sollten in Aufsätzen und Briefen ebenso vermieden werden wie in Fernsehsendungen und Radiobeiträgen» (ebd., S. 79).

Nun ist es sicherlich zutreffend, dass Formulierungen mit Pronominaladverbien häufig eleganter anmuten als solche mit Präposi-

⁶ BASTIAN SICK, *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod (Folge 3). Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln 2006, S. 78 f.

⁷ Vgl. CLAUDIUS SEIDL, «Der Zwiebfisch stinkt vom Kopf her. Warum der Sprachkritiker Bastian Sick so unglaublich nervt.» In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 44/2006, S. 25. – Schillernde Belege für Seidls Einschätzung liefern u. a. auch Sicks Kolumnen «Stop making sense!» (Bd. 1, S. 47–50), «Trügerischer Anschein des Scheinbaren» (Bd. 1, S. 139–141) und «Sind <schmeissen> und <kriegen> tabu?» (Bd. 1, S. 190–192).

⁸ Vgl. hierzu auch Kap. 3 des vorliegenden Aufsatzes.

tion und was. Auch stimme ich Sick dahingehend zu, dass Schüler Konstruktionen mit Pronominaladverbien einüben sollten. Die Abso-
luteit, mit der Sick seine Stillehre vorträgt, ist jedoch unangemes-
sen und gräbt sprachlicher Kreativität das Wasser ab. – In einem
Roman Daniel Kehlmanns, eines der m. E. besten Stilisten, die die
deutschsprachige Literatur derzeit zu bieten hat, lese ich die folgen-
den Zeilen:

*«Trotzdem versuchte er, den Traum festzuhalten. Vergeblich: Für
einen Moment konnte er sich noch erinnern, aber er wusste nicht mehr,
an was er sich erinnerte, und dann, durch eine Bewegung seines Kör-
pers, schwankte alles und kräuselte sich und löste sich auf. Es war vor-
bei. Er öffnete die Augen.»*⁹ Ist das schlechter Stil?

⁹ DANIEL KEHLMANN, *Mahlers Zeit*, Frankfurt am Main 2006, 8.